

Brigitte Schwens-Harrant

Risse, Reisen, Religionen

|| Romane aus dem Jahr 2006

Jüngste Ereignisse in der Welt und nicht nur den eigenen Nabel vor Augen, ringen Schriftsteller dieser Tage unter anderem mit der Frage nach der Möglichkeit eines friedlichen Miteinanders von Religionen und Kulturen. Der 11. September 2001, die darauf folgenden Terroranschläge und der Krieg gegen den Irak schlugen sich verständlicherweise zuerst in der angloamerikanischen Literatur nieder¹, haben aber in diesem Jahr auffällig häufig auch die deutschsprachige Literatur tangiert.

Weniger direkt an den weltpolitischen Ereignissen orientiert und diese doch als Aufhänger verwendend, setzen sich viele Texte, die dafür auch in die Vergangenheit zurückgehen, mit den Fragen auseinander, die dahinter liegen: Wie kann das Zusammenleben von verschiedenen Kulturen und Religionen, von Ost und West, von Islam und Christentum, von Extremen und Lauen aussehen? Und darüber hinaus: Welche Risse durchziehen die Gesellschaft im großen wie im kleinen, also auch das persönliche Leben? Diese Risse haben immer schon das Leben wie die Literatur durchzogen. Wer ihnen nachgeht, landet unweigerlich beim Tod. Die Frage: „Was kommt danach?“ beschäftigt auch weiterhin die Schriftsteller, die sich ihr entweder mit einer gehörigen Portion Humor nähern – oder todernst. Überhaupt scheint Religion als literarisches „Thema“ neu entdeckt zu werden. Die Auswahl der im folgenden besprochenen deutschsprachigen Neuerscheinungen bzw. Übersetzungen aus dem vergangenen Jahr ist nicht das Ergebnis einer Wertung (viele bedeutende Romane können hier nicht erwähnt werden), sondern orientiert sich an dieser thematischen Skizze.

Ilija Trojanow: Der Weltensammler

Der 1965 in Sofia geborene und in Kenia aufgewachsene Autor Ilija Trojanow hat für seinen Roman „Der Weltensammler“² im Frühjahr 2006 den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Belletristik erhalten. Der Erfolg des Romans ist symptomatisch für das derzeitige Leserinteresse: „Der Weltensammler“ bedient sowohl das Bedürfnis nach Biographien als auch die Nachfrage nach Reiseliteratur, wie es im Vorjahr Daniel Kehlmann mit seinem Roman „Die Vermessung der Welt“ gelungen war. Der Autor hat viele Länder bereist, in vielen Ländern gelebt und weiß, wo-

von er schreibt. Schon auf den ersten Seiten gelingt es Trojanow, Farben und Gerüche Indiens an die Leser zu bringen, er läßt sie mit Sir Richard Francis Burton durchs 19. Jahrhundert reisen, nach Mekka und Medina pilgern und in Afrika die Quellen des Nils suchen.

Die Biographie Burtons wird dabei in jedem der drei Romanteile mehrfach und originell gebrochen. Hervorzuheben ist eine Erfindung des Schreibers in Indien, der seine eigene Version zu Papier bringt und nicht die von Burtons Diener erzählte Fassung. Dann erweitern Protokolle und Briefwechsel mit den Behörden die Perspektive, und in Afrika mischt sich mit Sidi Mubarak Bombay ein Mensch ein, dem das Erzählen auch nicht gerade schwerfällt. Auf diese Weise kann Trojanow Burton, der die anderen betrachten, erforschen, kennenlernen will, auch von außen kritisch hinterfragen – und zwar durch die jeweils im Land Lebenden. Mit seinen originellen Figuren bringt er Ironie und Witz ins Spiel, die überdies nötig sind, um die umfangreiche und sehr ausufernde (Lese-)Reise bis zum Ende durchzuhalten. Erzählungen verändern: Das macht dieser Roman mehrfach zum Thema – und ohne Verkleidungen geht gar nichts. Der Ethnologe und Sprachforscher Burton verkleidete sich, um die jeweilige Kultur, die Menschen, Bräuche, Religionen von innen her zu verstehen, und um an der Pilgerfahrt teilnehmen zu können. Gerade dieser Versuch des Zugangs zum anderen wirft genug Fragen auf:

„Du kannst dich verkleiden, soviel du willst, du wirst nie erfahren, wie es ist, einer von uns zu sein. Du kannst jederzeit deine Verkleidung ablegen, dir steht immer dieser letzte Ausweg offen. Wir aber sind in unserer Haut gefangen. Fasten ist nicht dasselbe wie Hungern“ (191).

Burtons – für eine Zeit, in der man Länder besetzte und verwaltete – unübliches Interesse am anderen und seine noch unüblichere und diskussionswürdige Weise der Annäherung an fremde Kulturen mag heute noch faszinieren und bietet eine Bühne, auf der sehr gegenwärtige Fragen diskutiert werden können. Darauf verwies auch die Jury, die den Preis der Leipziger Buchmesse verlieh:

„Ilija Trojanows Roman über den britischen Spion, Diplomaten und Entdeckungsreisenden Richard Francis Burton ist eine ebenso spannende wie tiefgründige Annäherung an eine der schillerndsten Gestalten des neunzehnten Jahrhunderts. Mit orientalistisch-sinnlicher Fabulierlust und großer Anschaulichkeit erzählt der Roman vom Reiz und vom Abenteuer des Fremden und spiegelt so in einer faszinierenden historischen Gestalt die drängenden Fragen unserer Gegenwart.“³

„Ortswechsel bedingen Glaubenswechsel“, liest man im „Weltensammler, und weiter: „Weil die Anforderungen an den Glauben im Wald anders sind als in der Ebene oder in der Wüste. Weil die Gewürze vor Ort den Geschmack des gesamten Gerichtes verändern“ (97).

Dževad Karahasan: Der nächtliche Rat

Daß sich vor allem jene Autoren mit der Frage des Zusammenlebens verschiedener Kulturen auseinandersetzen, die biographisch besonders „betroffen“ sind, liegt auf der Hand. Diese Frage rückte auch der 1953 in Duvno geborene bosnische Schriftsteller Dževad Karahasan in den Mittelpunkt seines Romans „Der nächtliche Rat“⁴. Karahasan lebt seit einigen Jahren sowohl in Graz als auch in Sarajevo. Schauplatz seines Romans ist die bosnische Stadt Foča am Oberlauf der Drina, jenem geschichts-, massaker- und symbolträchtigen Fluß, der sich bereits durch Ivo Andrić und dessen Roman „Die Brücke über die Drina“ in die Literaturgeschichte eingegraben hat. In den Jahren 1992 bis 1995 kam es hier zu Vergewaltigungen und Hinrichtungen an muslimischen Bewohnern. Karahasans Roman spielt kurz davor.

Der Arzt Simon Mihailović kehrt nach 25 Jahren in seine Heimatstadt zurück, in der eine Muslimin ermordet wird. Die Muslime wurden nach der Gründung des Ersten Jugoslawiens als „Relikt der türkischen Okkupation“ verachtet und wirtschaftlich ruiniert. In Foča fanden bereits vom 17. bis ins 20. Jahrhundert viele Massaker statt, etwa 1942, als Tschetniks einen Massenmord an Muslimen begingen. Titos Jugoslawien verbot die Erinnerung an die Massaker. Um diese vergangenen Katastrophen und Opfer geht es aber, denn „es ist ganz unmöglich, daß etwas einfach spurlos verschwindet“ (54), auch die Toten sind noch da – und leiden.

Eingeflochtene Märchen, Legenden, Parabeln und Gleichnisse unterstreichen die Vielstimmigkeit des Textes, die vor allem durch die vielen Gespräche geschaffen wird, die in Gaststuben, auf dem Friedhof, in der Polizeiwachstube, in Träumen stattfinden. Karahasan läßt seine Figuren alle unzensiert sprechen – unterbrochen, korrigiert oder befragt werden sie von ihren Gesprächspartnern: Da gibt es welche, die ausschließlich an die Vernunft glauben, jene, die die Emotionen in der Politik angesprochen wissen wollen, jene, die das Wort „Volksseele“ im Mund führen, und die, denen das sehr bedenklich erscheint. Zu Wort kommen Anhänger des serbischen Mannschaftsgedankens, aber eben auch Simon, der sich nicht vereinnahmen lassen will; die Generation, die froh ist, nichts getan und damit auch kein Blut an den Händen zu haben, aber auch jene, die gerade darunter leiden, nichts zu haben als „saubere Hände. Zuwenig für so viele Jahre auf der Welt“ (175). Die divergierenden Sichtweisen konkurrieren, sie korrigieren, aber sie ergänzen einander oft auch.

„Man muß die Kette unterbrechen, man muß die Toten retten oder ihnen wenigstens das Leiden erleichtern. Dir zuliebe“ (322), schreibt Vater Simon am Ende an den Sohn und damit an die künftige Generation. Er weiß, was er zu tun hat: „Er würde zu ihnen gehen, um mit ihnen zu leiden, lebendig, aber fähig, zu empfinden und zu verstehen“ (325). Karahasan vergegenwärtigt in den letzten Kapiteln – in feinen Anklängen an die Passionsgeschichte – unendliches Leid und grausame Folter

an jungen und alten Menschen aus den unterschiedlichsten Zeiten, läßt Simon zur Ruhe kommen – und schließlich das Opfer auf sich nehmen.

Am Ende wird Simons Frau in einem symbolischen Schöpfungsakt – geknetetes Laub – und einer symbolischen Geburt den Roman mit dem hoffnungsvollen Satz schließen: „Die Welt ist wirklich eine Pflaume, eine schöne reife Pflaume!“ (333) Ein provokanter Schluß? „Denn ich schwöre, die Welt ist perfekt, es geht nur darum, daß wir es begreifen“⁵, äußert sich Karahasan nicht weniger provokant in einem Interview. Die Vielfalt der Gegenüber in Bosnien gelte es als Reichtum zu verstehen und eigene Identität als fließende. Sie kann sich nur durch das Gegenüber schärfen. Ich bin nicht, weil ich denke, so Karahasan gegen René Descartes, sondern solange jemand an mich denkt⁶.

Salman Rushdie: Shalimar der Narr

Karahasans Idee der Identitätsfindung findet sich durch seine Romankonstellation ausgedrückt: Da treffen und prallen die verschiedenen Ansichten aufeinander wie Essays über die Lage Europas. Darin unterscheidet er sich vom 1947 in Bombay geborenen Autor Salman Rushdie, der in seinem letzten Roman „Shalimar der Narr“⁷ auch den Konflikten zwischen Religionen literarisch nachgespürt hat. Rushdie scheint aber eher von einem vergangenen Paradies zu träumen. Der in seiner Hollywood-Komposition⁸ nicht völlig überzeugende Roman blüht dort auf, wo Rushdie von Kaschmir erzählt. Pachigam ist ein gemischtes Dorf; Muslime leben Seite an Seite mit Pandit-Familien, und eine Familie tanzender Juden wohnt ebenfalls hier, jedenfalls solange das Paradies besteht:

„Wer sind heute Abend die Hindus? Wer die Muslime? Hier in Kaschmir werden unsere Geschichten frohgemut Seite an Seite in einer Doppelveranstaltung zur Aufführung gebracht, wir essen aus denselben Töpfen, wir lachen über dieselben Witze“ (102).

Kochtöpfe helfen jedoch nicht gegen Waffen, die von außen kommen. Pachigam ist bald nur noch Erinnerung, wenn überhaupt. Vielleicht war die friedliche Koexistenz eine Illusion, läßt Rushdie eine seiner Romanfiguren fragen:

„Er hegte sogar Bedenken gegen die im *Kaschmiriyat* verkörperten Prinzipien der Einheit aller Volksgruppen und begann sich zu fragen, ob das Prinzip Zwietracht nicht mächtiger sei als jenes der Harmonie“ (326).

Harmonie? Ein gefährliches Wort. Zwietracht? Sicher nicht die Lösung. Aber vielleicht greift gerade diese Alternative zu kurz. Dazwischen gibt es noch etwas anderes, zum Beispiel die Suche nach der eigenen Identität, etwa in Streitgesprächen, wie sie Karahasan in seiner Literatur inszeniert. Streitgespräche brauchen aber Gegenüber, die – wenn schon nichts vom Gegenüber, so doch wenigstens von sich

selbst – wissen. Den Protagonisten in Ian McEwans Roman „Saturday“ (Zürich 2005) etwa beschäftigt die Frage, ob es in Europa vielleicht manchmal weniger um den Gegensatz von Islam und Christentum geht, als vielmehr um den von gelebter Religion und Religionsetikett.

„Denn wenn die christlichen Werte irgendwo in der Welt heute wirklich bedroht sind, so im Westen. Ehrlich gesagt, es sind ganz wenige bei uns bereit, die christliche Lösung, das Vorbild Jesu, anzunehmen und so zu leben.“⁹

So lautet jedenfalls die kritische Bestandsaufnahme des Muslime Karahasan, der ihr in seinem Roman verstörend eine Erlösgestalt, die freiwillig die Opferrolle einnimmt, entgegenstellt: „Weil ich unschuldig bin, soll ich mich hier einmischen und eine Lösung finden?“, Gerade darum!“ (314).

John Updike: Terrorist

Die Konstellation: gelebte Religion hier, bloßes Religionsetikett dort – und im extremen Fall: fundamentalistische, zur Gewalt neigende Religion hier, Religion als Schall und Rauch dort – greift der 1932 geborene Amerikaner John Updike auf, der seit vielen Jahren in seinen literarischen Werken die soziale und religiöse Lage seines Heimatlandes kritisch durchmißt. In seinem jüngsten Roman „Terrorist“¹⁰ richtet er den Fokus (wieder einmal) auf das Elend einst blühender Industriestädte. Er erklärt den Terrorismus unter anderem mit der sozialen Perspektivenlosigkeit (Was haben Amerika bzw. seine Bewohner der Jugend an Zukunft zu bieten?) und der metaphysischen Obdachlosigkeit (Was haben die Religionen bzw. ihre Vertreter der Jugend zu bieten?). Der Terrorismus islamischer Extremisten wird in Updikes Roman nicht von außen ins Land importiert (Weltpolitik wird hier mehr oder weniger ausgeklammert), sondern stellt ein hausgemachtes amerikanisches Phänomen und Problem dar.

Als Thriller wurde Updikes Roman bezeichnet. Aber dazu fehlen ihm viele Ingredienzien. Statt wilder filmreifer Szenen am Ende, auf der Fahrt durch den zu sprengenden Tunnel, führen ein alter Jude und ein junger Muslim einen Dialog. Updike entwirft mit Ahmed keinen bösen oder radikalen, sondern eher einen nachdenklichen und suchenden Menschen; einen, dessen religiöser Glaube benutzbar wird für politische Zwecke. Ahmed ist ein ganz normaler Jugendlicher, unauffällig und sehr brav: „Diese Teufel wollen mir meinen Gott nehmen.“ Sex und Konsum sind in Ahmeds Augen das, worum sich alles dreht, und die Lehrer sind „schlafte Christen oder nichtpraktizierende Juden“, „ihre unsteten Augen und leblosen Stimmen verraten ihren fehlenden Glauben“ (7). Der Sohn einer irischen Mutter und eines ägyptischen Vaters steht zwischen den Ethnien. Er findet Halt in der Religion des abwesenden Vaters und dessen Ersatz bei Imam Scheich Rashid, der ihn geschickt und unauffällig zum Terroristen deformiert.

Updike vermißt anhand verschiedener Personen und Religionen – Juden, Christen, Muslime – die Welt, in der der Glaube an Gott ebenso verschwunden ist wie jener an den amerikanischen Traum. Kritisch beäugt Ahmed die anderen Religionen:

„Die christliche Sitte, träge aufrecht dazusitzen wie bei einer Unterhaltungsveranstaltung, deutet darauf hin, daß Gott als Unterhaltungskünstler gilt, der von der Bühne entfernt und durch eine andere Nummer ersetzt werden kann, wenn er nicht mehr unterhält“ (66).

Die Ehe des 63jährigen jüdischen Lehrers Jack Levy, dem der Glaube längst keine Stütze mehr ist, mit seiner Lutheraner-Frau spiegelt die Gesellschaft:

„Nach sechsendreißig gemeinsam im Norden von New Jersey verbrachten Jahren haben sich die religiösen und ethnischen Unterschiede zwischen ihnen abgeschliffen und einer glanzlosen Gleichartigkeit Platz gemacht“ (33).

In solchen Beziehungen ist dann nicht einmal mehr Sex das, was er bei Updike früher einmal war. Anders ist das bei Ahmeds Mutter, mit der Jack Levy ein Verhältnis hat. Sie wird ihm für kurze Zeit zum Himmel: „So ist das Leben eigentlich gemeint“, erinnert er sich in ihrem Bett. „Nur hält es nicht an“, erinnert sie ihn. „Was hält schon an?“ (203) Ja, was hält denn an? Haben Christen und Juden – nicht nur in Amerika – auf Ahmeds Feststellung, seine Mutter sei ein Opfer der Freiheitsreligion, eine andere Antwort oder müssen sie ihm womöglich recht geben: „Freiheit über alles, doch Freiheit zu welchem Handeln und mit welchem Ziel? Das bleibt völlig offen, da gibt’s nur heiße Luft“ (215).

Spannender als die Frage, ob der „Terrorist“ nun psychologisch glaubwürdig geschildert ist oder nicht – darüber kann man trefflich streiten –, bleibt Updikes Versuch, die religiösen Landschaften seines Landes zu vermessen. Der 11. September 2001 provoziert mit seinen Folgen Schriftsteller, kritisch die eigene Lebensweise, gegen die sich der Angriff ja auch richtete, zu hinterfragen und womöglich – wie Updikes Protagonist Jack Levy – zum Schluß zu kommen: Wir haben – nach dem Verlust des Glaubens – außer „Fett und Teer“ (37) nicht viel anzubieten.

Katharina Hacker: Die Habenichtse

Geschichte ist kein Schicksal: So lautet der zugespitzte Negativbefund, und er läßt sich nicht so leicht vom Tisch wischen, womit auch? Soll man Probleme mit Gewalt beheben? Der Irakkrieg hat nun als Thema auch deutschsprachige Publikationen erreicht. Gleich zwei der in der Shortlist für den Deutschen Buchpreis 2006 nominierten Bücher thematisieren ihn: Thomas Hettche in „Woraus wir gemacht sind“ und jene 1967 in Frankfurt am Main geborene Schriftstellerin, die mit ihrem Roman „Die Habenichtse“¹¹ den Buchpreis erhalten hat: Katharina Hacker. Die Jury be-

gründete ihre Entscheidung nicht mit dem Hinweis auf die literarische, sondern die inhaltliche, um nicht zu sagen moralische Qualität:

„Katharina Hackers Roman *Die Habenichtse* erzählt die Geschichte von Haben und Sein neu. Ihre Protagonisten sind in den Dreißigern, wissen alles und kennen doch eines nicht: sich selbst. Sie lassen sich treiben und sind gleichermaßen Getriebene. In einer flirrenden, atmosphärisch dichten Sprache führt Katharina Hacker ihre Helden durch Geschichtsräume und in Problemfelder der unmittelbarsten Gegenwart, ihre Fragen sind unsere Fragen: Wie willst du leben? Was sind deine Werte? Wie sollst und wie kannst du handeln? Die Qualität des Romans besteht darin, diese Fragen in Geschichten aufzulösen, die sich mit den plakativen Antworten von Politik und Medien nicht zufrieden geben.“¹²

Die Entscheidung der Jury schließt damit fast nahtlos an die vom Vorjahr an. Auch in dem damals gewählten Roman ging es um einen orientierungslosen Mitt-dreißiger. Doch unabhängig von „moralischer“ Qualität ist Hackers Roman auch literarisch geglückt. Sie richtet ihren Blick auf viele einzelne Personen, deren Leben zunächst überhaupt nichts miteinander zu tun haben, die sich dann aber nach und nach miteinander verweben. Im Mittelpunkt und dennoch eine seltsame Leerstelle bildend, die für den Leser kaum ergründbar ist, stehen Jakob und Isabelle, die einander – am 11. September 2001 – nach zehn Jahren wieder sehen, aus nicht ganz ersichtlichen Gründen heiraten, nach London ziehen, aber einander sehr fremd sind und bleiben. Weder sie noch die Leser wissen, was sie eigentlich zusammenhält. So erfolgreich Isabelle und Jakob auch in ihren Jobs sein mögen, so leer ist es in ihrem Haus und in ihnen selbst. Sie sind nicht reicher als andere, weder an Erkenntnis noch an Wahrnehmungsvermögen. Dann ist da noch Jim, der Dealer, der seine verschwundene Freundin Mae sucht; Sara, das zurückgebliebene und im Haus eingesperrte Kind; und sein Bruder Dave, der für es sorgen möchte, aber nicht kann.

Die Autorin kommentiert nicht, das überläßt sie ihren Figuren. Zunächst verwirrend nebeneinander, verzahnen sich nach und nach die Lebensläufe, greifen ineinander oder auch nicht. Die zwar nicht direkt ausgesprochene, aber nicht zu überlesende Botschaft dieses Romanaufbaus: Jedes Leben hat mit dem Leben des anderen zu tun, auch wenn man es nicht weiß, auch wenn man den anderen nicht kennt. Das Motiv des Risses zieht sich durch den Text. Gewalt und mit ihr Schuld schleichen sich ein: nicht immer so deutlich wahrzunehmen (und auch nicht wahrgenommen), wie im Haus der kleinen Sara in Form des väterlichen Gürtels, der auf das Kind herunterknallt; oder noch deutlicher in der Kriegserklärung Großbritanniens an den Irak. Es beginnt viel unscheinbarer: mit dem Unrecht an einer Katze, sexuellen Übergriffen unter Freunden, mit dem Wegschauen und gar nicht erst Wahrnehmen. Geschichte ist nicht Schicksal, so die dann doch deutlich formulierte Überzeugung, zu der Jakob kommt, die er aber für sein eigenes Leben noch nicht so recht zu begreifen scheint, sondern „Politik, Handlung, Willen“ (182).

Marlene Streeruwitz: Entfernung.

Hackers Roman spielt nur anfangs in Berlin, dann überwiegend in London – in der Zeit vor den U-Bahn-Anschlägen am 7. Juli 2005, also in einer unsicheren und auch schon bedrohten Welt. Die Protagonistin Isabelle irrt mit verstaubten Turnschuhen durch die Stadt. London dient hier wieder einmal als sowohl faszinierende wie unheimliche Stadt. Schon vor Jahrhunderten haben sich im Gewirr der Gassen, des Nebels und der Nacht die Menschen verlaufen, bot die Topographie im Großstadtroman die perfekte Möglichkeit der Darstellung von Desorientierung. Nachts geschahen die Verbrechen, und die Verlorenheit des einzelnen war auch tagsüber angesichts der anonymen Masse eindrücklich darstellbar.

Auch die Protagonisten des 21. Jahrhunderts irren wieder zu Fuß und per U-Bahn durch die Stadt, auf der Suche nach oder eher auf der Flucht vor etwas. Zu Fuß und ziemlich langsam unterwegs ist auch Selma, die Protagonistin in „Entfernung.“¹³, dem neuen Roman der 1950 in Wien geborenen Marlene Streeruwitz. Auch er spielt in London – kurz vor dem Terroranschlag. Dem äußeren Durchstreifen der Stadt entspricht das innere Herumirren oder besser: das Auf-der-Stelle-Treten. Denn die Protagonistin kommt nicht so recht aus ihrem Selbstmitleid heraus, so sehr sie auch unterwegs ist und in ihrer Tasche kramt.

„Entfernung.“ – so der Titel mit dem bei Streeruwitz unvermeidlichen Punkt, und dem ersten Satz: „Was sollte sie tun“, folgt wenig später die vermeintliche Lösung: „Und weg. Zum Auto. Zum Flughafen. Und weg“ (7). Weglaufen aus dem eigenen Leben, das zu einem Scherbenhaufen geworden ist: Job weg, Mann weg, Selbstwertgefühl weg – natürlich funktioniert das nicht, denn frau selbst kommt ja immer mit. Streeruwitz versieht ihre Protagonistin mit den Kennzeichen zeitgenössischen Frauenunglücks: Selma verliert ihren bedeutenden Job als Chefdramaturgin bei den Wiener Festspielen (weil sie nicht gefügig war), und sie verliert den Lebenspartner. Sie wird also sowohl aus ihrer beruflichen wie auch aus ihrer privaten Rolle verdrängt – durch zwei Frauen aus dem „Osten“. Einst sehr erfolgreich, nun ein Nichts – so weit, so schlecht. Der Versuch, in London zu einem Projekt zu kommen, scheitert.

Der Sinn der Zerstückelung der Sätze durch die vielen Punkte erschließt sich in diesem Roman nicht wirklich. Interessanterweise durchsetzt Streeruwitz ihren Roman mit zahlreichen religiösen Verweisen oder vielmehr Versatzstücken. Da kommt es zu einer Art Beichte, Selma trifft auf einen Priester in einem Nachtclub, in dem ein Pornofilm gezeigt wird. Schließlich bleibt ihr auch die Erfahrung der Hölle nicht erspart: Am 7. Juli gehen die Bomben hoch. Selma ist mittendrin, doch sie überlebt. Daß dann am Ende der Sternenhimmel – „Es war um den Sternenhimmel gegangen. Was sonst“ (475) – auf einem Stein funkelt, ist dann schon ein bißchen viel.

Christoph Ransmayr: Der fliegende Berg

Zwischen Himmel und Erde, genauer zwischen Meer und Berg, spannt der 1954 im oberösterreichischen Wels geborene Christoph Ransmayr seinen neuen Roman „Der fliegende Berg“¹⁴. Er durchschreitet also genau jene Spanne Welt, die der Zweifüßler Mensch selbst begehen kann. Ransmayr, der seit seinem großem Erfolg „Die letzte Welt“ immer ein paar Jahre „verschwindet“, um zu wandern, zu reisen und zu schreiben, hat sich für diesen Roman viele Jahre Zeit gelassen.

Die Rezensenten verstörte zunächst einmal der Flattersatz, der die Prosa, so der Schriftsteller-Dichter in Interviews, besser lesbar machen sollte, der aber die Prosa erhebt, nämlich ins Erhabene, fast in den Rang eines gesungenen Epos. So neu ist diese Form in Ransmayrs Schreiben allerdings nicht. Auch seine die Selbstabschaffung des Menschen thematisierende Prosa „Strahlender Untergang“ war im Flattersatz geschrieben¹⁵. Von diesen ersten menschenleeren Werken wie „Strahlender Untergang“ scheint es thematisch ein sehr großer Bogen bis zum jüngsten Roman. Dennoch lassen sich hier sofort bekannte Motive erkennen. Ovids in den „Metamorphosen“ und von Ransmayr in „Die letzte Welt“ festgehaltene Erkenntnis: „Keinem bleibt seine Gestalt“ begegnet auch hier, in der Erfahrung des Vergehens, des Verschwindens – und dann der Verwandlung:

„Phur-Ri, sagte Nyema, *a mountain that flies*,
dieser Berg, der strahlendste und größte von allen,
sollte jeden, der aufrecht gehen und sprechen konnte,
daran erinnern, daß nichts, nichts!,
und sei es noch so mächtig, so schwer,
eisgepanzert, unbetretbar, unbesiegbar,
für immer bleiben durfte,
sondern daß alles davonmußte,
verfliegen!, irgendwann auf und davon,
daß dann aber auch das Verschwundene
nicht für immer verschwunden blieb,
sondern nach dem Stillstand und Neubeginn
selbst der allerfernsten Zeit und,
wenn auch verwandelt,

zersprungen zu tausend neuen Formen und Gestalten,
wiederkehrte und ein Rad oder ein Stern
oder bloß eine Gebetsmühle, eine Wollspindel
sich von neuem zu drehen begann“ (155f.).

Bekannt ist Ransmayr-Lesern auch die Sehnsucht nach unentdecktem Land, nach der Leerstelle, dem weißen Fleck. Liam erinnert sehr an den Träumer Mazzini aus „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“, der einst ins ewige Eis marschierte und darin verschwand. „Typisch Ransmayr“ sind auch die Schriftzeichen in der Natur: Sie flattern im Wind oder werden auf den Körper geschrieben.

Was allerdings dieses Buch von den eben genannten unterscheidet, ist die (nahe am Kitsch balancierende) Liebesbeziehung, die schließlich aus der Erfahrung des Todes des Bruders und der damit verbundenen Schuld rettet. Denn bisher sind die Ransmayrschen Helden meist verschwunden: im Eis oder anderswo. Jedenfalls blieben leere Landschaften zurück. Dieses Mal aber gibt es zwar einen toten Bruder, aber auch eine Liebende, die wartet – und diesen Bruder, der trauert.

Es menscht ins Ransmayrs Gebirgslandschaften. Auch die Spiritualität der tibetischen Berge, der sich wohl keiner entziehen kann, der sie selbst einmal erlebt hat, hat ihren literarischen Niederschlag gefunden. Das „über einen Grat ins Tal einfallende / Morgenlicht“ kann „zugleich den Sonnenstand *und* / den Lidschlag eines Gottes anzeigen“ (198). Daß Berge bestens geeignet sind, menschlichen Hochmut zu thematisieren, versteht sich von selbst; auch daß das Besteigen der Berge geeignete Metaphern bereitstellt für das Erleben des Grauens, der Angst und der Vorahnung des eigenen Todes. Vielleicht aber werden diese Metaphern schon zu überdeutlich erklärt. Daß Ransmayr nicht nur biblische Themen – wie etwa das Kain-und-Abel-Motiv (und zwar sowohl individuell als auch politisch) – einflicht, sondern sich auch am Katholischen reibt, ist – auch wenn es sich hier um die irisch-katholische Variante handelt – nicht weiter verwunderlich. Das hat in Österreich gute Tradition.

Sibylle Lewitscharoff: Consummatus

„Ich starb / 6840 Meter über dem Meeresspiegel / am vierten Mai im Jahr des Pferdes“ (9), beginnt Ransmayrs Roman ganz großartig. Tod und Auferstehung umklammern seinen Roman. „*Steh auf!* / Es war die Stimme meines Bruders“ (11). Fast gestorben und wieder auferstanden ist auch einer in Sibylle Lewitscharoffs Roman „Consummatus“¹⁶. Die Autorin serviert diesen Roman über einen, der im Reich der Toten war, schon an der Schraube gedreht hat, aber wieder ins Leben zurückgekommen ist, mit vielen literarischen Anspielungen und nicht ohne wichtige Portionen Humor. Schon die alten Griechen ließen ihre Protagonisten ab und zu in die Unterwelt absteigen, die Toten besuchen und zurück ans Tageslicht kommen. Kombiniert mit dem christlichen Glauben ist die Idee vielleicht schon etwas merkwürdiger. Erst recht, wenn die Toten sich ihre Ewigkeit nicht nur im Jenseits, sondern auch im Kaffeehaus totschiessen. Lewitscharoff plazierte ihren Helden nämlich ganz diesseitig. Da sitzt an einem Samstag Vormittag Ralph Zimmermann (welch sprechender Name, und man denkt nicht nur an Josef und Jesus, sondern auch an Bob Dylan, dessen „Desolation Row“ den Roman begleitet!), Mitte fünfzig, Lehrer für Deutsch und Geschichte, „eine flaue Christenseele, die alles schluckt und gegen alle Erfahrung hofft und hofft und hofft“ (96), erinnert sich und hört die Stimmen der Toten.

So wie einst der böszüngige Lukian schon parodierend die Toten hat sprechen lassen, so ist auch in Lewitscharoffs Roman eine gehörige Prise Ironie und Augenzwinkern dabei, wenn die meist berühmten Toten sich einmischen, kommentieren, tuscheln, kurz: Kaffeehaustratsch betreiben. Die Stimmen drängen sich auch in den Text, und der Leser darf sie in Grau lesen, während Ralph Zimmermann sich geradlinig in einen mächtigen Rausch trinkt:

„Es ist weniger der unbegreifliche christliche Gott, es sind Sprengsel eines schwer auszu-jätenden Heidentums, die uns verlässlich zu den Toten zurückbringen. Die Menschen wollen einander wieder sehen und haben am Schauen Gottes nicht genug.“¹⁷

Der Wunsch, jene, die man geliebt hat – Joey, die toten Eltern – oder die man verehrt hat – wie die Popstars Andy Warhol und Jim Morrison – wiederzusehen, wird hier erfüllt. Das erklärt, warum die „bösen“ Toten eher fehlen. Dieses harmlose Geplänkel der Toten, die da an der Decke des Kaffeehauses schweben und tuscheln, spart die Schattenseiten der Geschichte und den verständlichen Wunsch nach ausgleichender Gerechtigkeit im Jenseits – wenigstens dort – aus! Doch das ist auch nicht das Thema von Ralph Zimmermann, sein Thema ist in erster Linie Verlust. Da oben finden sich die wieder, an die er denkt: die verlorenen Geliebten und Verehrten. Etwaige Schuldfragen lösen sich in diesem Roman ohnehin in Alkohol auf.

Ralphs Leben birgt einige Tragödien: Die Eltern hat er früh verloren und dann auch noch seine große Liebe Joey. Ein Mensch in Trauer, ein Mensch mit Schuld, der sich besäuft: ein trauriges Thema. Doch Lewitscharoff nimmt die Perspektive ihrer Toten ein. Die sind eher respektlos und können sich auch über Tragödien köstlich amüsieren. Das tragische Schicksal löst sich im Vollrausch auf, der Text in Schneeflocken. Die zunehmende Alkoholisierung erlaubt allerlei theologische Reflexionen und der in den Schneefall Torkelnde ist dann noch zu Gedanken wie folgendem fähig:

„Die Selbsterschließung Gottes in *Ich bin der ich bin* ist der schönste aller Kurzmonologe, in endloser Wortfolge zieht er durchs Universum. Auch die Triangel aus Vater, Sohn, Geist hat ihre Reize“ (220).

Selbst der Titel erinnert dann nicht mehr nur an Jesu letzte Worte am Kreuz, sondern eher an das letzte Glas, das schon mehr als ein Wodka zuviel war: „Jungejunge, es ist vollbracht. Der letzte Schluck intus. Jetzt aber marschmarsch raus aus diesem Totenpensionat“ (205). Consummatus: *Er* ist vollbracht.

Philip Roth: Jedermann

Vom Tod als Tod und zwar als endgültigem schreibt Philip Roth in seinem „Jedermann“¹⁸. Der Wunsch, geliebte Verstorbene wiederzusehen, wird nicht gewährt. Hier dürfen keine Toten mehr den Lebenden begegnen, geschweige denn kichern

und blödeln. Auf diesen Jedermann wartet am Ende nicht Erlösung, sondern Auflösung – in der Vollnarkose.

Roths „Prolog“ findet nicht im Himmel statt, sondern am Grab: Die Hinterbliebenen sind es, die ein Urteil über den Verstorbenen abgeben. „Nichts Besonderes war gesagt worden“ (20). Abgang. Dann kommen der Verstorbene und sein Leben in den Blick. Ein erfolgreicher Werbefachmann Anfang der Siebzig hadert mit seinem Alter: dreimal verheiratet, zwei Söhne aus erster Ehe, eine Tochter, finanziell keine Sorgen. Ein Jedermann muß sich – so kennt man es von den literarischen Vorbildern – verteidigen. Kein Gottesgericht aber verlangt hier Rechenschaft über das Leben. Dieser Jedermann ringt mit den abwesenden, schweigenden Anklägern, seinen Söhnen, um sein „Recht“ als Durchschnittsmensch, Verzeihung zu erlangen: „Er hatte die hilfsbereiteste Frau, die man sich vorstellen konnte, gegen eine Frau eingetauscht, die unter dem leisesten Druck zusammenbrach“ (119). Ist das nun ein Schuldeingeständnis? Oder ganz und gar egoistisch?

„Um das Grab“: Mit diesen Worten beginnt der Roman. Ein Grab wirft für die, die davor stehen, die Frage aller Fragen auf: Ist das nun alles gewesen? Ein Totengräber erklärt dem Namenlosen kurz vor dessen Tod, wie ein Grab zu schaufeln ist, das am Grund so flach ist, daß man ein Bett darin aufschlagen kann. Der bald selbst darin liegen wird, er weiß es nur noch nicht, bezahlt den Totengräber für seine ausführliche Auskunft.

Diese Jedermann-Version reduziert den Menschen auf seinen Körper – und macht damit die Erfahrung seiner Gebrechlichkeit im Alter um so schlimmer. Was vom Menschen bleibt, sind Knochen – und diese Knochen sind der einzige Trost für einen, der nicht an Gott glaubt und nicht an ein Leben nach dem Tod. Würde er eine Autobiographie schreiben, so würde er sie „Leben und Tod eines männlichen Körpers“ (54) nennen. Was bleibt einem solchen Jedermann, als im Alter und bei nachlassender Manneskraft zu sagen: „Es war einmal, da war ich ein ganzer Mensch“ (124)? Ein ganzer Mensch – das hieß damals auch: schneller Sex mit der Sekretärin im Büro.

„Nicht einmal auf dem Anmeldeformular des Krankenhauses hatte er unter Religion etwas eingetragen, damit das Wort ‚jüdisch‘ nicht etwa dazu führte, daß plötzlich ein Rabbiner bei ihm im Zimmer stand und zu ihm sprach, wie Rabbiner eben sprachen. Religion war eine Lüge, die er schon früh im Leben durchschaut hatte, er nahm Anstoß an allen Religionen, ihr abergläubisches Getue schien ihm sinnlos und kindisch; was er nicht ausstehen konnte, war ihre komplette Unerwachsenheit – die Babysprache, die Rechtschaffenheit und die Schafe, die eifrigen Gläubigen. Mit Hokusfokus über Tod und Gott und obsoleten Himmelsphantasien hatte er nichts zu schaffen. Es gab nur unsere Körper, geboren, um zu leben und zu sterben nach Bedingungen, geschaffen von Körpern, die vor uns gelebt hatten und gestorben waren“ (53f.):

So spricht Jedermann, der Zeitgenosse! „An dem Tag jedoch, da sein Vater neben seiner Mutter auf dem heruntergekommen Friedhof am Jersey Turnpike begraben

wurde, zählte das, was er glaubte oder nicht glaubte, gar nichts mehr“ (54). Der Vater hat ein traditionelles jüdisches Ritual bestellt, die Trauergäste schaufeln das Grab selbst zu: „Er hatte zugehört wie sein Vater Zentimeter für Zentimeter aus der Welt verschwunden war. Er war gezwungen gewesen, sich das bis zum Ende anzusehen“ (62).

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. B. Schwens-Harrant, Erzählen nach dem Entsetzen. Literatur über den 11. September 2001 u. seine Folgen, in dieser Zs. 224 (2006) 125–137.

² I. Trojanow, Der Weltensammler (München 2006).

³ Zit. nach: www.preis-der-leipziger-buchmesse.de

⁴ D. Karahasan, Der nächtliche Rat (Frankfurt 2006).

⁵ „Bitte konkreter, konkreter!“ Der bosnische, in Graz und Sarajevo lebende Schriftsteller Dževad Karahasan im „Furche“-Gespräch: über die Vorzüge des bosnischen Kulturmodells, das christliche Angebot radikaler Freiheit, die tödliche Gefahr von Vereinfachungen und die Nutzlosigkeit von Literatur, in: Die Furche, 15.6.2006, 9.

⁶ Ebd.

⁷ S. Rushdie, Shalimar der Narr (Reinbek 2006).

⁸ Vgl. B. Schwens-Harrant, Was zusammen war, wächst auseinander. Salman Rushdies Roman über das verlorene Paradies, in dem Menschen u. Religionen friedlich miteinander lebten, in: Die Furche, 2.2.2006, 20.

⁹ „Bitte konkreter, konkreter!“ (A. 5).

¹⁰ J. Updike, Terrorist (Rowohlt 2006).

¹¹ K. Hacker, Die Habenichtse (Frankfurt 2006).

¹² Vgl. www.deutscherbuchpreis.de

¹³ M. Streeruwitz, Entfernung. (Frankfurt 2006).

¹⁴ Ch. Ransmayr, Der fliegende Berg (Frankfurt 2006).

¹⁵ Ch. Ransmayr, Strahlender Untergang. Ein Entwässerungsprojekt oder Die Entdeckung des Wesentlichen (Frankfurt 2000).

¹⁶ S. Lewitscharoff, Consummatus (München 2006).

¹⁷ S. Lewitscharoff, Stirb und werde nichts, in: VOLLTEXT, Nr. 5, 2005, 13.

¹⁸ Ph. Roth, Jedermann (München 2006).